

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234 Bydgoszcz / Bromberg, 12. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie hat allerdings schon eine Art Patina — freilich, wie alt ist sie denn jetzt. Das kann ich ganz genau sagen: 1925 habe ich sie geschenkt bekommen von Gogi. Aber diese Patina gehört nun einmal dazu.

Das ist nun eine unangenehme Sache mit dem Kaffee. Gösta Runemark trinkt da gern einen Kognak dazu, wenn man ihn nun doch schon einmal in Deutschland haben kann, und zwar soviel wie man nur vertragen kann, aber es sieht etwas dumm aus, die Dame nimmt das vielleicht übel. Und er kann sie doch nicht gut einladen. Eigentlich doch, etwa mit einem eleganten Kompliment auf ihr Vaterland, in dem nun einmal der Kognak beheimatet ist — da wären dann zwei Fliegen auf einmal geschlagen. Das ist eine fabelhafte Idee. Man hätte beinahe Diplomat werden können.

Wie?

Sie trinke gern einen guten Likör zum Kaffee, aber sie möchte gern mit ihm anstoßen und bitte ihn — er werde das natürlich in keiner Weise falsch auffassen —, ihre Einladung zu einem Glas Kognak annehmen zu wollen, denn sie könne verstehen, ja, sie wisse es, daß die Herren, besonders aber die Herren in Schweden, gern stärkere Sachen als diese süßen Damengetränke zu sich nähmen — bitte ja?

Natürlich, ja, mit dem allerherzlichsten Dank, sehr gern — ja, was ist denn das, kann die Gedanken lesen?

Gösta Runemark weiß nicht, daß Tatjana an seiner Unterlippe einen so großen Gefallen gefunden hat und daß sie, wenn sie nun schon einmal etwas festgestellt zu haben glaubt, auch gern geneigt ist, die logischen Folgerungen daraus zu ziehen. Und da sie außerdem denn ein wenig weltgewandt ist und weiß, was Herren überhaupt gern zum Kaffee haben wollen, da sie aber auch weiß, daß Herren, wie dieser Tolpatsch, den Damen den Vortritt zu lassen pflegen, da sie aber wiederum außerdem durch einen solchen Schluck alkoholischer Wärme noch ein bißchen andere Wärme hervorzaubern möchte, sie möchte das einfach, war sie zu dieser Einladung geradezu gezwungen.

Also, Gründe für diese Einladung hat Tatjana in Hülle und Fülle, mit Gedankenlesen hat dies auch nicht das geringste zu tun, das ist reine Logik und reine Zweckhandlung. Man soll sich in Tatjana nicht versehen.

Da sollte denn jetzt doch Holmström dabei sein — da würde er von den Frauen eine andere Ansicht bekommen. Das ist ja eine Prachtfrau. Das ist ja eine vernünftige Frau.

Ein höheres Lob konnte Runemark einer Frau wirklich nicht spenden, als wenn er sie vernünftig nannte. Nicht geistreich. Von diesen Frauen wollte er nichts wissen. Vor diesen Frauen hatte er eine rein physische Angst. Sie waren überhaupt keine Frauen in seinen Augen. Leider meinen noch immer viele Schwedinnen, sie müßten, sobald sie die weiße Studentenmütze aufbekommen, solche Nichtfrauen werden.

Das war übrigens jetzt doch wirklich vernünftig mit diesem Schnaps. Nicht wegen des bißchen Alkohols. Nein, als Gesinnung, als Haltung. Da steckte Fraulichkeit dahinter, das sollte heißen: ich weiß schon, du Bär, was dir jetzt gut tut, komm, du sollst es haben, ohne daß du erst zu bitten brauchst.

Und dann sind die Bären doch viel zufriedener. Dann lassen sie sich an einem ganz dünnen Seidenbändchen durchs Leben führen.

Das ist mir jetzt einmal eine vernünftige Frau!

Schade, daß in Deutschland die Gläser so klein sind. Aber das macht nichts. Ich werde mich jetzt auf der Stelle revanchieren.

Und als die beiden jetzt wieder in ihr Abteil zurückgehen und sich wieder gegenübersitzen, da ist die Stimmung wirklich beinahe so geworden wie sie Tatjana haben wollte.

Sie lächelt. Da ist dieser rote Hauch wieder auf den Wangen. Schwarz, blau und rot. Wo hat er nur diese Farbenzusammenstellung schon gesehen? Auf einem Bild, auf einem Frauenbild. Das weiß er. Aber er kann sich nicht mehr erinnern, wo das war. Aber das ist ja jetzt gleichgültig. Er hat diese Zusammenstellung ja jetzt lebend blutvoll, warm vor sich.

Sie debattieren über alles Mögliche, über Schweden, über Schwedens Frauen.

Die Schwedinnen? Prächtige Frauen seien das, freilich. Nur manchmal so kindlich dumm. Wie die schwedischen Männer auch oft. Lassen sich von allem und von allen so leicht ins Schlepptau nehmen, von allen Ideen und Sitten und Bräuchen, die einfach nicht zu ihnen passen. Sähen gar nicht, mit welch schönen Worten und Komplimenten sie eingelullt würden, nur damit man ihnen im Schlafe die Decke sozusagen — Pardon.

Man?

Nun ja, jetzt habe er sich natürlich zu weit vorgewagt, er wolle natürlich gewisse Gefühle bei ihr als Französin und loyaler Bürgerin ihres Vaterlandes nicht verletzen, aber er verstehe eben unter dem „man" in der Hauptsache, ja, beinahe ganz ausschließlich Moskau und alles, was mit ihm zusammenhänge, besonders alles bürgerliche Handlangertum in Europa, zu dem er eben auch die französisch-russische Bindung rechnen müsse.

So, jetzt kann sie denken, was sie will.

Da müsse sie ihm vollkommen recht geben, es sei geradezu phantastisch, wie Moskau arbeite, man glaube es kaum —

Oh, er glaube es schon, wenn auch die direkten Beweise sehr schwer seien, er habe da immer einen ziemlich untrüglichen Instinkt für die Ursprungsrichtung gewisser Erscheinungen.

Die direkten Beweise — wenn der wüßte, wie ich sie ihm liefern könnte, hier einen, dort einen, hierfür und

dafür, bitte, mein Herr, Sie haben die Auswahl, ich habe ein reichhaltiges Sortiment. Sie staunen, daß wir jetzt eine Regierungsschreibstube, jetzt eine Redaktion, dort ein Laboratorium betreten? Sie staunen? Ach, Sie Tolpatsch.

Und natürlich seien die Franzosen durchaus nicht einer Meinung über die Bindung an Rußland. Sie selbst verstehe ja nichts von Politik, aber soviel könne sie sagen, daß die Tendenz gegen diese Bindung immer stärker werde und auch organisatorisch von Tag zu Tag festere Gestalt annehme.

Das sei natürlich sehr wichtig, gerade dieser organisatorische Zusammenschluß. Und eine ungeheuere Aufklärungsarbeit müsse geleistet werden, die meisten wüßten ja nicht, wie es in Rußland zuginge. Es sei grauenhaft für die Menschen.

Da schau einmal an, denkt sich Tatjana, wir kommen da ja einer Sache näher, der ich eigentlich näherkommen sollte, von der ich mich aber möglichst weit weg begeben will. Wie leidenschaftlich dieser Tolpatsch werden kann. Und wissen tut er doch nichts. Ich möchte ihm jetzt am liebsten auf dieses breite Knie — wie nahe er bei mir ist, ich fühle die Wärme durch den Stoff meines Kleides —, auf dieses breite Knie möchte ich ihm klopfen und sagen: mein lieber Junge, jetzt werde ich dir einmal allerlei erzählen. Ach, die Augen, die mein Junge dann machen wird!

Tatjana lenkt ab. Jetzt seien sie schon in Pasewalk durch. Jetzt dauere es nicht mehr lange.

Natürlich, da spricht er von Politik und die Zeit eilt nur so dahin, und nun weiß er immer noch nichts Näheres über ihr Wohin. Sie ist wirklich eine vernünftige Frau. Und jetzt in Berlin wird sie aussteigen und wird sagen: Adieu, hat mich sehr gefreut, viel Vergnügen! Und bevor ich das noch richtig erfaßt habe, ist sie mit irgend einer Taxe schon verschwunden.

So wird es kommen. Was kann ich machen? Ich kann doch nicht einfach so — nein, das geht denn doch nicht. Wie werde ich das jetzt machen?

Ob sie lange in Berlin bleibe?

Nur einen Tag.

So, nur einen Tag.

Und er? Jetzt kann man ja einmal fragen. So ganz nebensächlich.

Er wisse es noch nicht. Einige Tage auf jeden Fall, aber dann würde er weiterreisen, nach dem Süden. Ein schwedischer Winter wecke das Bedürfnis nach Sonne, besonders wenn man ihn so hoch oben wie er verbracht habe.

So? Hoch oben?

Ja, ziemlich an der finnländischen Grenze.

Nein, genau braucht er ihr das natürlich nicht auf die Nase zu binden.

Hoch oben. Da ist sie vollkommen im Bilde. Daher weht also der Wind. Hoch oben. Natürlich ist sie im Bilde. Sie kennt doch schließlich die alten Absichten und die neuen Mittel der Moskauer Politik dort „hoch oben“, die gerade jetzt wieder mit einem ungeheuren Aufwand von Mitteln und einem ungeheuerlichen Verschleiß von Menschen betrieben wird. Schön im stillen. Soweit sich das machen läßt. Und es läßt sich sehr gut machen in diesen unwirtlichen und für Fremde überhaupt unzugänglichen Gebieten.

Tatjana ist vollkommen im Bilde. Er braucht ihr gar nicht näher zu sagen, wo er den Winter verbracht hat, dort „hoch oben“. Sie weiß ganz genau, warum sie mit ihm „warm werden“ soll. Viel Vergnügen, mein lieber Tolpatsch, da unten im Süden. Schade, daß nicht ich ihm Gesellschaft leisten kann. Aber für diese „kleineren“ Aufgaben hat man mich schließlich nicht geholt. Schade. Vielleicht treffe ich ihn wieder einmal. So eine ganz kleine Warnung könnte ich ihm doch geben. Wenn er sie nur versteht. Ich werde sehen, daß ich seine Adresse bekomme. Schon dafür wird er mir später einmal dankbar sein.

Und nun kommt Berlin. Nun kommt der Abschied. Sie kann sich ungefähr denken, wie das wird. Sie wird nein sagen.

Es wird so, wie sie sich es gedacht hat. Am Ausgang vom Stettiner Bahnhof bittet er sie, sie morgen nochmals sehen zu dürfen.

Nein.

Er bittet nochmals.

„Ja“.

Da sitzt nun der Kapitän Gösta Runemark an diesem ersten Abend nach einem wunderschönen Souper zu später Stunde noch in einer Bar und trinkt Cocktails, weil er morgen mit einer wildfremden Dame, die nicht nur schön, sondern auch vernünftig sein soll, Kaffee trinken darf. Vielleicht sogar ein bißchen spazierengehen. Wenn es hochkommt, auch noch mit ihr zusammen zu Abend speisen und sie an den Zug begleiten. Denn das bringt Runemark jetzt schon fertig, davor ist ihm nicht bange.

Er hat tatsächlich Blumen in der Hand, als er sie am Nachmittag trifft. Trägt einen graugestreiften Anzug, und steifen Hut, hat einen Stock mit einem silbernen Griff über dem Arm, man sieht ihm den Offizier an, und steht da mit Blumen, die er jetzt dieser im Verhältnis zu ihm kleinen und zierlichen Dame in dem blauen Kleide und dem dunkelroten Hut und mit dieser herrlichen schweren silbernen Kette um den Hals, verehrt.

Es ist ein Strauß schönster weißer Rosen — Tatjana riecht lange daran, ja, er ist sehr verliebt. Es ist sehr schade.

Sie haben Zeit, sie bummeln durch die Leipziger Straße. Warum Tatjana vor dem Dönhoffplatz auf einmal, ganz plötzlich, vor einer Eisenhandlung stehen bleibt und sich in den Anblick von Hammern und Bohrern und allem möglichen Zeug vertieft, kann er nicht wissen. Er kann nicht wissen, daß sie da vorn diesen kleinen dicken Herrn gesehen hat, der mit seiner Aktenmappe so geschäftig dahintrippelt und jetzt — so natürlich, Tatjana erinnert sich, das ist die Richtung zur Lindenstraße, natürlich Fjodor Galygin, der Herr — Pelzhändler, hat auf der Handelsvertretung zu tun. Natürlich. Der hat seine eigene GPU innerhalb der europäischen aufgemacht. Tatjana hat sich immer vor ihm gehütet. Gut, daß sie weiß, daß er in Berlin ist.

Er müsse entschuldigen — ja, was soll man denn jetzt schnell zusammenlügen? — Verwandte von ihr hätten ein großes Eisengeschäft und da habe sie anscheinend eine besondere kleine Liebhaberei für diese Dinger, für Bohrer und Hammer, vererbt bekommen.

Sie trinken Kaffee zusammen. Sie nimmt wirklich seine Einladung zum Abendessen an. Runemarks Stimmung wird von Minute zu Minute besser. Wenn man hier überhaupt noch von einer Steigerung sprechen kann. Die beiden fallen in ihrer vornehmen Eleganz auf. Runemark ist wirklich stolz.

Die Kette, die sie gestern getragen habe, habe eine Erinnerung in ihm wachgerufen, er wisse aber, so sehr er darüber nachdenke, nichts damit anzufangen. Er dürfe doch fragen, wo sie diese Kette erworben habe, vielleicht falle ihm sein eigenes Erleben damit wieder ein.

Tatjana ist vorsichtig. Er scheint tatsächlich irgend etwas mit Rußland zu tun zu haben.

Sie habe sie einmal von einer Bekannten in Paris zum Geburtstag geschenkt bekommen.

Wie man lügen muß. Soll das jetzt so weiter gehen? Das ganze Leben lang? Was bleibt denn dann von ihr überhaupt noch übrig?

Sie weiß jetzt, daß er über Basel fährt und zwei Wochen in Luzern bleiben wird.

Er weiß von Tatjana, daß sie nach Paris fahren wird. Aber ihren Namen weiß er noch nicht. Sie weiß ja seinen auch nicht richtig. Er wird ihr seine Visitenkarte geben. Nein, das wird er nicht. Sie braucht vorläufig noch nicht zu wissen, wer er ist. In diesen Dingen ist er vorsichtig. Er wird seine Adresse aufschreiben. Ingenieur Gösta Runemark. Das stimmt sogar, er hat ein Examen gemacht. Ob sie ihn nicht einmal mit einem Gruß erfreuen wolle? Er gibt ihr den Zettel mit der Luzerner Adresse.

Vielleicht.

Sie liest den Namen. Den kennt sie doch? Sie sieht sich auf dem Postamt in Helsingfors stehen. Natürlich. Aber dieser Name wird öfters vorkommen. Es ist auf jeden Fall eigentümlich. Und diese Sache mit der Kette? Das muß sie jetzt doch genau wissen. Sie wird ihn rundheraus fragen. Aber jetzt noch nicht. Erst beim Abschied. Wenn er keine Zeit mehr hat, eine Gegenfrage zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Fernweh.

Dänische Skizze von **Erik Bertelsen.**

Die Möven folgten dem Pflug in aufgeregt schreiendem Schwarm. Aber Thomas bemerkte sie kaum. Gewohnheitsmäßig und abwesend pflügte er Furche nach Furche. Er grübelte tief über das Dasein nach.

Nun war er 24 Jahre alt und noch immer auf seines Vaters Hof. Hier arbeitete er wie ein gewöhnlicher Knecht, bekam Kost und Kleidung und einen kleinen Lohn. Bei Bremden hätte er für so wenig nicht gearbeitet.

Sein Bruder Anton war verlobt und sollte den Hof übernehmen. Für Thomas blieben als Erbe kaum ein paar alte Möbel. An und für sich erschien ihm das selbstverständlich, wenn er nur die Möglichkeit hätte, sich selbständig zu machen — vorausgesetzt, daß Sofie ihm half.

Sofie war mehrere Jahre bei ihnen gewesen. Sie stammte von einem kleinen Hof und hatte mehrere Schwestern, aber keine Brüder. Thomas hatte gehofft, er könne sich mit ihr verheiraten und ihren väterlichen Hof übernehmen. Er wollte sie so gerne zur Frau, hatte sich aber nicht entschließen können, sie zu fragen, ob sie einverstanden war. Denn er wurde aus ihr nicht klug. Sie lächelte ihn stets so nett an, daß es wohl etwas bedeuten konnte. Aber nach seiner Meinung hatte er ihr seine Gefühle so deutlich gezeigt, daß sie ihm schon ein Zeichen geben konnte, falls sie etwas für ihn übrig hatte.

Sie war sicher an einen anderen gebunden. Zum November hatte sie ihre Stellung gekündigt, weil sie zu Hause helfen müßte. Ihre Schwester, die bisher daheim war, wollte einmal hinaus. Aber da steckte etwas anderes dahinter. Am letzten Sonntag war sie in die Stadt gefahren, und jemand aus dem Dorf hatte sie mit einem jungen Mann zusammen gesehen. Thomas hatte sie scherzend gefragt, ob das stimme. Und mit einem unergründlichen Lächeln hatte sie es bejaht. Sie habe einen vergnügten Tag mit ihrem Vetter verbracht.

Na — er wollte ihr wünschen, daß der junge Mann es ehrlich meinte, damit sie nicht eines Tages bereute, einen zuverlässigen und pflichttreuen Mann wie ihn ausgeschlagen zu haben . . .

Er hörte Schritte auf der Landstraße. Gleich darauf unterschied er auch Stimmen. Der Pfarrer ging mit einer Nachbarin vorbei.

„Es ist gar nicht zu begreifen", sagte sie. „Wir sind immer gut zu ihm gewesen. Niemals ist ein böses Wort zwischen uns gefallen. Und nun will er uns plötzlich verlassen — unser einziger Sohn. Und nur seinetwegen haben wir das Gut gekauft."

Tröstend antwortete der Pfarrer: „Ja — das kommt oft auf Bauernhöfen vor. Man kann sagen, es ist wie ein Naturereignis. Jahrhunderte lang ist ein Geschlecht verwachsen mit dem Erbe der Väter, und plötzlich wird einer der Jungen vom Fernweh ergriffen. Man kann ihn nicht halten."

Mehr hörte Thomas nicht. Aber — ihm war ein Gedanke gekommen. Er selber hatte heimlich dieses Fernweh! Er war dazu bestimmt, weit fort zu ziehen.

Am Abend half Thomas dem Vater Häcksel schneiden. Als sie eine Weile still gearbeitet hatten, hielt der Vater inne und fragte: „Was ist denn mit dir los? Du siehst aus, als wäre dir alles leid."

Thomas zwang sich, hart zu sein in Blick und Stimme: „Ich will nach Amerika."

Der Vater stand still und sah ihn ernst an. Dann antwortete er: „Ich kann dich gut verstehen. Du hast ja nichts davon, wenn du hier bleibst. Und es tut mir leid, daß ich dir das Auswandern nicht erleichtern kann. Aber du weißt ja, wie knapp Bargeld ist."

Thomas hatte soviel Verständnis nicht erwartet. Erleichtert sagte er: „Ich habe das Reisegeld selber zusammengespart."

Sie sprachen dann mit der Mutter ganz leidenschaftslos von der Sache.

Es beruhigte Thomas, daß seine Eltern einverstanden waren. Was sein Bruder sagte, war ihm gleichgültig, aber — Sofie . . . Zwar wollte er sich einreden, auch das sei ihm gleich, dennoch ging er ihr aus dem Wege.

Am nächsten Morgen konnte er ihr nicht mehr ausweichen, weil sie zusammen das Melken besorgten. Er begrüßte sie mit einem scheuen Nicken, aber sie trat schnell auf ihn zu, munter und unbekümmert, wie immer. „Du siehst gar nicht recht froh aus, Thomas. Nicht wie ein Mann, der sich darauf freut, nach Amerika zu kommen! Tut es dir schon leid?"

„Aber warum denn?" fragte er erstaunt.

„Na, die Reise ist recht teuer."

„Ich bezahle sie selber."

„Ja, ja, aber 500 Kronen wird sie wohl kosten, und mit dem vielen Geld könnte man hier zu Hause allerhand anfangen."

„Das werden mir noch mehr Leute erzählen. Aber ich höre nicht darauf, was andere meinen. Sonnabend fahre ich in die Stadt und spreche mit dem Auswanderungsagenten und bestelle mir meine Fahrkarte."

„Schon Sonnabend? Aber hast du gar nicht daran gedacht, dir die Reise hinüber zu erarbeiten? Du bist ja zwar kein Seemann, aber du könntest mit Tellerwaschen oder Stiefelputzen und so etwas deinen Reiseunterhalt verdienen. Ich habe schon so oft gehört, daß Leute das machen."

„Thomas sah sie verblüfft an, weil sie vernünftigere Gedanken hatte als er. Vorher hatte er immer geglaubt, der Überlegene zu sein.

„Das ist gar nicht so dumm", sagte er zögernd, „wenn das ginge — aber so leicht wird es nicht sein."

„Wenn du soviel Bedenken hast, taugst du bestimmt nicht dazu, ins Ausland zu gehen. Wenn du Sonnabend in die Stadt kommst, versuch mit einem Seemann ins Gespräch zu kommen. Am liebsten mit einem Steuermann oder einem Kapitän, und dann fragst du, ob sie nicht ein Schiff wissen, mit dem du billig 'rüber kommen kannst. Ganz umsonst wird's nicht gehen. Nimm etwas Geld mit in die Stadt am Sonnabend. Aber vergiß nicht, dir eine Quittung geben zu lassen, falls du etwas anzahlst, es gibt Gauner."

Thomas antwortete mit einem Kopfnicken.

Er beschloß, ihrem guten Rat zu folgen. Als er Sonnabend in die Stadt kam, schien ihm alles viel schwieriger, als er es sich vorgestellt hatte. Er ging zweifelnd im Hafen umher und betrachtete die vielen Schiffe. Keins wirkte besonders anziehend auf ihn. Die Menschen, denen er begegnete, schienen ihm auch nicht sehr vertrauenswürdig.

Plötzlich blieb ein junger Mann vor ihm stehen. „Suchen Sie Heuer?"

„Nein", antwortete Thomas hastig. „Ich bin kein Seemann. Aber ich könnte Stiefel putzen oder Teller waschen oder sonst auf dem Weg nach Amerika arbeiten. Ich möchte nämlich gern 'rüber."

Der Mann kniff verständnisvoll die Augen zusammen: „Soso. Sie wollen gerade in nächster Zeit hinaus. Leider ist es nicht so leicht, so einen Posten zu bekommen, wie Sie denken. Schade, unser Kapitän ist auf einige Tage zu seiner Frau gefahren."

„Ist denn kein Steuermann da?" fragte Thomas.

„Ja — zwei. Der Erste bin ich."

Thomas rückte unwillkürlich an der Mütze, als er sagte: „Ja, aber können Sie dann nicht alleine das ordnen?"

„Haben Sie Geld, daß Sie etwas bezahlen können?"

„Ja", antwortete Thomas mit Selbstgefühl. „Ganz arm bin ich nicht. Ein paar hundert Kronen habe ich in der Tasche."

„Gut. Lassen Sie uns in ein Kaffeehaus gehen und näher über die Sache reden."

Der Steuermann spendierte den Kaffee. Dafür antwortete Thomas auf alle Fragen bereitwillig und erzählte von seinen Plänen. Der Steuermann hörte aufmerksam zu. Er gab Thomas in allem recht. Und es stand sicher nichts im Wege, wenn er mit dem Dampfer mit wollte. Aber Thomas müsse sich schriftlich verpflichten, jeden Tag während der Überfahrt mindestens drei Stunden zu arbeiten.

„Gerne", antwortete Thomas.

„Und dann müßten Sie sofort 200 Kronen bezahlen."

„Ist das notwendig?"

„Ja. Ich muß mit der Hafendirektion sprechen, ob wir einen Extramann mitnehmen können."

Thomas dachte an Sofies Warnung und fragte mißtrauisch:

„Bekomme ich eine Quittung über das Geld?"

Selbstverständlich. In ein paar Tagen können Sie mit dem Kapitän selbst sprechen. Gibt's in der Nähe Telephon, wo Sie wohnen?"

„Vater hat Telephon."

„Dann klingeln Sie am Montag das Hafenkontor an und fragen nach dem Kapitän an Bord der „Sylvania", die an der östlichen Mole liegt. Dann sprechen Sie mit ihm."

Thomas gab dem Steuermann die verlangte Erklärung und 200 Kronen und erhielt seine Quittung. Dann schieden die Männer mit einem festen Händedruck voneinander. Thomas fuhr vergnügt heim. Aber er erzählte niemand, was er erlebt hatte. Er sah es Sofie an, daß sie gern gefragt hätte, aber er ging ihr aus dem Wege.

Zeitig am Montag setzte er sich mit dem Hafenkontor in Verbindung. Er fragte, ob man etwas von dem Kapitän an Bord der Sylvania wisse.

Die Antwort war erst ein Lachen. Darauf sagte man sehr ernst: „Ja, er ist sei einigen Jahren tot."

„Was?" stutzte Thomas. „Dann muß da ein neuer Kapitän sein. Der Dampfer fährt ja bald nach Amerika."

Wieder klang ein Lachen in den Apparat. „Fragten Sie nach der Sylvania?"

„Ja — sie soll an der östlichen Mole liegen."

„Da lag sie auch ziemlich lange. Niemals war der Dampfer in Amerika oder kommt je dahin! Er wartet nur darauf, verschrottet zu werden."

Ganz still legte Thomas den Hörer wieder auf. Also war er betrogen worden. Zum Glück hatte niemand das Gespräch gehört.

Er wandte sich um — und stand Sofie gegenüber, die ihn sehr ernst ansah.

„Du hier?" fragte er. „Mußtest du unbedingt hören, was ich sprach?"

„Aber nein, Thomas", sagte sie und sah ihn traurig an. „Ich kam nur gerade hier herein und wollte dich dann nicht stören. Was ist denn los?"

Er erzählte ihr, wie er an der Nase herumgeführt worden sei. Auch daß sie ihm einen schlechten Rat gegeben habe, sagte er ihr.

"Mein Rat war bestimmt gut," antwortete sie. „Aber du hättest vorsichtiger sein müssen. Ich fürchte, wenn du nach Amerika kommst, wirst du noch mehr übers Ohr gehauen. Du glaubst immer nur Gutes von den Menschen, weil du selbst anständig bist."

„Was du redest", brummte er. „Du solltest mir lieber sagen, wie ich wieder zu den 200 Kronen komme."

Ihre Stimme zitterte etwas: „Die kannst du von mir erhalten, wenn du daheim bleibst."

Er betrachtete sie forschend: „Warum soll ich hier bleiben?"

„Weil du mir beim Umziehen nach Hause helfen kannst. Und mit meinen Eltern sprechen könntest. Sie wollen den Hof gern abgeben. Weißt du nicht jemand, bei dem er in gute Hände käme?"

Er trat dicht an sie heran und legte nur den Arm um sie . . .

Erst nachdem er und Sofie verheiratet waren, erfuhr er, daß es sein eigenes Geld war, daß sie ihm damals gegeben, als er den Hof ihrer Eltern übernahm. Mit Hilfe ihres Vetters hatte sie ihn zum besten gehalten, der Seemann war und sich gerade in der Stadt aufhielt. Thomas schüttelte den Kopf über soviel frauliche List. Und er dachte bei sich selber: Wie gut, daß er nie nach Amerika gekommen war! Vielleicht sind die Frauen dort drüben noch schlimmer . . .

Es kommt und geht der Wind.

In weiten Wellen kommt und geht der Wind.
Bald hört man ihn in fernen Wipfeln singen,
Und bald von Baum zu Baum sich näherschwingen,
Bis auch die nächsten seine Saiten sind.

Und seine willigen Saiten sind auch wir —
Nur wenig braucht's, und von dem stummen Lauschen
Geh'n wir hinüber in das Silberrauschen,
Als winziger Teil von einem großen Wir.

In weiten Wellen kommt und geht der Wind,
Und nimmt uns so gewaltig auf ins Leben,
Daß wir mit allen, die ihm hingegeben,
Wie Kinder einer einzigen Mutter sind.

Heinrich Anacker.



Bunte Chronik



Hundetreue und Bauernschläue.

Ein Amerikaner erzählte bei seiner Rückkehr aus Europa in Newyork die folgende Geschichte, von der er versichert, daß sie wahr sei:

„Ich war u. a. auch in der Bretagne in Frankreich. Eines Tages sah ich in einem kleinen Dorf einen ganz außerordentlich schönen Hund. Es war nicht schwer, den Besitzer des Tieres ausfindig zu machen, einen einfachen bretonischen Bauern. Dem erklärte ich, daß ich seinen Hund gern kaufen möchte. Er war einverstanden. Ich bot ihm 40 Dollar. Da wurde er bedenklich und fragte mich, wo ich wohne. „In Newyork", entgegnete ich. Darauf der Bauer: „Dann, mein Herr, kann ich Ihnen den Hund nicht verkaufen."

Auf meine verwunderte Frage, warum er so rasch seine Ansicht ändere, wehrte er ab: „Ich habe nicht meine Ansicht geändert. Ich will schon den Hund gern verkaufen, aber ich will mich nicht von ihm trennen."

Das begriff ich nicht, aber der Bauer erklärte mir die Sache sofort mit folgenden Worten: „Das ist doch sehr einfach. Ich habe den Hund schon 17 mal verkauft und er ist immer wieder zu mir zurückgekommen. Wenn ich ihn aber nun an Sie verkaufe, kann ich ihm doch nicht zumuten, eine Reise über den Atlantischen Ozean zu machen, um zu mir zurückzufinden."



Lustige Ecke



Nette Ausrede.



„Sag' mir, was soll das heißen, hier hängt ein Zettel mit der Zahl 6,45?"

„Ach, weißt du, das ist nur die Zeitangabe, wann ich den Hasen schoß!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg